

„...und sie stiegen in das Boot zu ihm und andere Boote waren mit ihm.“ (Mk, 4,36“)
 Neue Passagiere im alten Kirchenschiff.

Michael Felder, Fribourg

I „Sie gerieten ausser sich vor Staunen...“ – Staunen als Methode

Es gibt eine Frage, mit der man fast alle in großes Staunen versetzen kann. Diese Frage heißt, ob es mehr Katholiken oder mehr Reformierte in Genf gäbe. Und dann staunen sie, wenn man die Antwort verrät, dass es die Katholiken sind. Wir wissen alle, dass dies nicht auf eine wundersame Welle an Konversionen zurückzuführen ist. Die Ursache hängt vielmehr mit dem Migrationsphänomen zusammen.

Was aber Staunen machen müsste, das ist nicht das schlichte statistische Faktum, sondern die Vielfalt, die sich auf der konkret gelebten Seite feststellen lässt. Statistisch gesehen ist es offensichtlich ein simples Manöver der Addition, aber auf die konkrete Lebenswirklichkeit bezogen, lassen sich die Katholikinnen und Katholiken nicht einfach säuberlich einteilen, wie es Ringdiagramme suggerieren, die an Kuchenstücke erinnern. Da gibt es freilich je nach Herkunftsland große Teilgruppen, die als Zugezogene die Zahl der Einheimischen übersteigen, die bis anhin die katholische Kirchengemeinde gebildet haben. Aber neben den etablierten Gruppen, etabliert im Sinne von Größe und geschichtlicher Verankerung, gibt es zahlreiche kleinere Migrationsströme, die nicht aus den klassisch katholischen Ländern Europas stammen. Die Globalisierung wird sichtbar im kirchlichen Lebensfeld. Globalisierung ist zunächst ein Wort aus der Soziologie, das einen von ökonomischen Sachzwängen dominierten Prozess zunehmender Vereinheitlichung beschreibt. Man kann aber Globalisierung auch umgekehrt, als lebensweltliche Vielfalt verstehen, als Vorgang, bei dem Sprachen und Glaubensstile von überall her in die Schweiz kommen. Der Globus spiegelt sich zunehmend in der kirchlichen Landschaft zwischen Genfer See und Bodensee. In manchen Gebieten setzen sich Kirchengemeinden überhaupt aus Zugezogenen zusammen, ein kerngemeindlicher Anspruch auf Ursprungstradition gibt es nicht bzw. sie gibt es als Konstruktion derer, die eine Schlüsselposition im Gemeindeleben schon für längere Zeit beanspruchen.

Es zeigt sich also, dass wir Grund zum Staunen haben, Grund über die Vielfalt der Situationen, in denen Menschen ihren Glauben leben. Wir können auch angesichts der Komplexität der Migrationswirklichkeit diese Wirklichkeit nicht auf einen Nenner bringen. Ich schlage daher vor, dass wir uns das Staunen bewahren. Staunen ist nicht nur ein erster

methodischer Schritt. Wir sollten uns diese Haltung, bei all unseren Überlegungen bewahren. Staunen verhindert, dass wir zu vorschnellen Antworten und Lösungen kommen, es hilft uns Denken und Einsichten offen zu halten. Staunen ist nicht mit überraschtem Schrecken zu verwechseln, der stumm macht. Staunen als Methode hilft uns die Fragen zu präzisieren, kritisch zu bleiben und doch anzuerkennen, dass wir etwas erleben, das es zu würdigen gilt. So wie jene in Jerusalem, die ausser sich vor Staunen gerieten, weil sie Zeugen einer Lebenswirklichkeit wurden, mit der sie nicht gerechnet haben. Das Pfingststaunen über die Zukunftskraft Gottes, das soll auch unsere Überlegungen begleiten, wenn wir fragen, wie eine Zukunft unserer Gemeinden angesichts der eben skizzierten Situation aussehen könnte. Folgende Überlegungen stehen also unter dem Zuspruch unseres Tagungsthemas.

Die Gemeinde als Boot? Tragfähigkeit eines biblischen Bildes

Vergewisserung der eigenen Wurzeln hilft in Situationen unklar gewordener Identität. Die Suche nach dem eigenen Kern, den eigenen Wurzeln steht nicht selten, bei Personen, genauso wie bei Gesellschaften im Zeichen der Abgrenzung. Identitätsvergewisserung im Zeichen des Evangeliums bewirkt aber eine Erweiterung des eigenen Horizontes, Grenzen werden eher aufgebrochen als absolut gesetzt.

Der Blick dann auf das, was uns als Kirche fundiert, der Blick auf das biblische Zeugnis, verweist uns auf einen Horizont des Anfangs, auf den Horizont eines grundlegenden Selbstverständnisses. Wir sollten es nicht mit etwas verwechseln, das wir zum Festhalten brauchen, sondern als das sehen, was es ist: Ein Halt, damit wir angstfrei nach vorne blicken und zukunftsicher schreiten können. Natürlich steht auch die Bibel in einer Überlieferungsgeschichte und trägt Spuren lokaler und partikularer Erfahrungen und doch: der biblische Text bleibt sich gleich, was uns an ihm auffällt, fällt uns durch unsere Situation auf. Weil der Text die Kraft hat, uns zu verändern, schauen wir immer wieder auf den einen Text.

Was also bedeutet uns dieses Zitat aus dem Markusevangelium, das ich als ersten Teil der Überschrift meiner Ausführungen gewählt habe. Warum kam mir der Text in den Sinn, als ich über das Thema und die Problemstellung der heutigen Tagung nachdachte?

Das Boot legt ab – Aufbruchsstimmung?

In meiner Kindheit und Jugend, die ersten beiden Jahrzehnte nach dem zweiten Vatikanischen Konzil, gab es ein Lied, das mit Inbrunst gesungen wurde: „Ein Schiff, das sich Gemeinde

nennt“. Das Lied basiert auf einem Text von Martin Gotthart Schneider aus dem Jahr 1960. Das Lied singt von den Schwierigkeiten, dem sich das Schiff in seiner Fahrt durch die Zeit ausgesetzt sieht. Neben Angst, Sturm und Not spricht es auch von der eigentlichen Gefahr: dass das Schiff im Hafen liegen bleibt. Dann kommen ganz kritische Töne: „Man sonnt sich gern im alten Glanz vergangener Herrlichkeit und ist doch heute für den Ruf zur Ausfahrt nicht bereit.“

Das Zitat im Titel bildet den Auftakt der sogenannten Seesturmgeschichte, die Markus in der Frage Jesu gipfeln lässt: Warum seid ihr so feige? (Mk 4, 40). Dabei ist die Geschichte alles andere, als eine Geschichte der Angst und zaghafter Unbeweglichkeit. Obwohl Abend geworden, gibt Jesus die Anweisung, hinüberzufahren an das jenseitige Ufer, im Text ganz knapp: an das Jenseitige. Das einsteigen und losfahren vollzieht sich bei Markus ohne zu zögern. Dieser Aufbruch hat auch andere mitgerissen: „...und andere Boote waren mit ihm.“ (Mk 4, 36) Von dieser Aufbruchsstimmung muss nichts zurückgenommen werden, auch als das Schiff in Not gerät und die Wogen hochgehen. „Warum seid ihr so feige?“

Damals, als das zitierte Lied in der Gemeinde gesungen wurde, da ging es nicht in erster Linie um eine Bestärkung des Gemeinschaftsgefühls – auch wenn der Mannschaftsgeist im Lied besungen wird. Es ging auch nicht um die Beschwichtigung – „alle Mann an Bord“, eine Gemeinschaftsvergewisserung, hinter der dann auch schnell die Textzeile auftauchen kann: „Das Boot ist voll“. Bei Markus klingt etwas anderes an: das Verlassen alter Ufer und der gemeinsame Aufbruch. Auf vielen Bildern - zu dieser Szene gibt es zahlreiche Gemälde - dominiert das einsame Schiff, das auf den Wellen hin und her geworfen wird. Aber Markus sieht, dass andere Boote mit ihm waren. Genauso steht es dort: „Mit ihm“. Sie fuhren also nicht einfach hinterher, wie einem Flaggschiff, auch sie die anderen Boote stehen in einem *direkten* Zusammenhang mit ihm.

Das Schiff der Kirche und die vielen Boote

Lassen sie uns noch einen Moment an dem Bildgehalt der Szene verweilen. Es ergeben sich weitere Fragen.

In dem Lied heisst es, dass das Schiff durch die Zeit fahre, durch das Meer der Zeit. Manche Bilder vom Schifflin Petri suggerieren genau das: diesem Schiff ist nichts anzuhaben, es scheint für die Ewigkeit gebaut. Unsere Kirchenbauten folgten über Jahrhunderte diesem Archetyp. Steinerne Kirchenschiffe, für Generationen gebaut. Jedes Dorf hat seines, die Städte manchmal mehrere – aber vergessen wir nicht: dies war nicht dem Willen zur Vielfalt

geschuldet, sondern oft waren es Ordensgemeinschaften, die eine weitere Kirche errichtet haben und auch hier der Gedanke: Jede hat eines für sich. Natürlich hat sich im Gefolge des Zweiten Vatikanischen Konzils mit seinem Kirchenbild aus *Lumen Gentium* vom Pilgernden Gottesvolk der Typus des Zeltes etabliert. Die klassische Schiffsform wurde vielfach aufgebrochen und die Gebäude unterstrichen nun die Funktion, Versammlungsort des Volkes Gottes zu sein. Auch forderte das neue Gemeindeverständnis weitere Gebäudetypen wie Gemeindezentren und doch: gerade das Verhalten in Bezug auf die Gottesdiensträume bringt es ans Licht: neue Passagiere haben es schwer im alten Kirchenschiff. Denn was hat es zu bedeuten, dass genug Platz da wäre - viel Platz - und es doch so aussieht, als würde man neu Dazukommenden ungern Platz machen. Was hat es zu bedeuten, wenn im gleichen Kirchenschiff nacheinander verschiedene Nationalitätsgruppen Gottesdienst feiern. Ist es das Problem der Sprachenvielfalt oder steckt dahinter eine grundsätzliche gegenseitige Sprachlosigkeit? Wie kann aus dieser Sprachlosigkeit – die bis hinein in eine unterschiedliche Symbolwelt reicht – die kreative Vielfalt an Sprachen werden. Aus der Sprachverwirrung ein Spracherlebnis, das gemeinsame Erfahrungen ausdrückt.

Können wir zurückfinden zu jenem Staunen, in das man gerät, wenn man sich in eine lebensvolle Erfahrung hineinnehmen lässt, obwohl, oder gerade weil es so noch nie jemand vor uns ausgedrückt hat? Der Aufruf Jesu zur Überfahrt, hat ein vielfältiges Echo gefunden. Ihm sind mehr gefolgt als die eingesessene Bootsmannschaft, die Jünger, von denen übrigens berichtet wird, dass gerade sie bei jener Überfahrt ums Haar Schiffbruch erlitten hätten.

Mit einigen grundsätzlichen pastoraltheologischen Überlegungen möchte ich diesen Bildgehalt weiter vertiefen:

II Gemeintheologische Überlegungen: geschlossener und offener Begriff von Gemeinde

Rein sprachlich fällt auf, dass es für die gleiche Realität zwei Begriffe gibt: Pfarrei und *Kirchengemeinde*. Oder meinen die Begriffe nicht eine unterschiedliche Realität. Ist Kirche wesentlich Pfarrei, ist sie Gemeinde?

Ekklesiologische Grundüberlegungen, an ihnen hängt viel in der Pastoral ab. Sag mir welches Kirchenbild du hast – und ich sage dir welche Handlungsoptionen und Haltungen dir praktikabel erscheinen, also welche Pastoral du hast. Im Folgenden geht es nicht um eine ekklesiologische Vorlesung, aber es geht im Blick auf unser Thema, um zwei gemeintheologische Modelle. Ich denke, dass beide in unserer gelebten Realität

vorkommen und beide finden wir im Kirchenrecht – sollten wird uns nicht ganz von diesem als Handlungsrahmen der Kirche verabschieden wollen. Nur eines halte ich davon als zukunftserschließend im Blick auf die Migrationswirklichkeit unserer Kirche.

1) „Ontologischer“ Gemeindebegriff: Gemeinde als Zustand

Für diesen Begriff passt auch eher das Wort der Pfarrei. Hier liegt der Akzent auf einer territorialen Umschreibung. Zur Pfarrei gehört man. Überhaupt dominiert hier der Modus des Habens: man hat einen Pfarrer – oder oft keinen. Man hat Hauptamtliche – oder oft mehrere. Man ist im Besitz von Gebäuden - der Immobilienbestand zeigt wie repräsentativ man ist. Besitzstandswahrung überhaupt gehört zur verwalteten Aufmerksamkeit: wie viele Mitglieder alias Steuerzahler gibt es. Was sagt die Statistik über den geistlichen Zustand: Messen, Taufen, Hochzeiten, hier gilt es einen Stand zu halten. Beruhigend wirkt für manche dabei die Vorsilbe „noch“. Andere „Hoffnungswörter“ sind: immerhin, wenn man vergleicht dass... Obwohl die Pfarrei ihre Grenzen so gut im Blick hat, kann dem schleichenden Verlust nichts entgegengesetzt werden.

Der Zustand der Gemeinde zeigt sich auch an den Zuständigkeiten – viele Ehrenamtliche verrichten ihren Dienst. Aber die Zuständigkeiten müssen sauber geklärt sein. Man kann nicht einfach daherkommen und etwas tun wollen. Auch Migration fällt in den Bereich von Zuständigkeit. Manche sind es, zuständig - hoffentlich -, aber nicht alle.

Darum dieses Beiwort „ontologisch“, weil auf den Zustand und die Vorfindlichkeiten geblickt wird. Dieser Gemeindetyp ist ganz auf sein Dasein fixiert – dazu gehört das Bewusstsein der geschichtlichen Zugehörigkeit: wer wie und wie lang schon da ist. Wegen dieser Fixierung aufs eigene Dasein gibt es die schroffe Unterscheidung in Eingesessene und Hinzugekommene. Dazugehören heißt schon da sein, alles andere sind Hinzugekommene. Es leuchtet ein, dass hier Schichtungen im Dazugehören entstehen. Migranten werden als Gruppen wahrgenommen, die es zu integrieren gilt. Integration meint dann den Versuch, diese Gruppen in das Bestehende einzubauen.

Kirche als Gemeinschaft wird im Sinne einer Communio-Ekklesiologie der konzentrischen Kreise wahrgenommen. Dass dies letztlich ein verkapptes hierarchisches Kirchenbild ist, darauf hat nicht nur Elmar Klinger hingewiesen, der in der Bischofssynode von 1985 eine Abkehr vom Volk Gottes Paradigma sieht. Ein zweidimensionales Bild konzentrischer Kreise verlagert die oben-unten Differenzierung des pyramidalen Typus in Richtung eines Voninnen nach-außen-Paradigmas. Dieses Bild ist von Grenzen dominiert und der Begriff der

Ortskirche konserviert letztlich diesen von territorialen und funktionalen Zuständigkeitsgrenzen. Exklusion und Inklusion geschieht durch die Setzung dieser Grenzen. Es gibt eben Voraussetzungen unter denen jemand zur Pfarrei gehört oder nicht. Die Schuld ist nicht einseitig auf das Kirchenrecht zu schieben, sondern das Problem liegt im Kirchenbild selbst verankert. Eine solche Ekklesiologie – für mache ein sicherer Hafen - entlässt keine Schiffe auf den See, auf dem es selbst keine Grenzen gibt, sondern nur eine Blickrichtung auf das jenseitige Ufer.

2) Handlungsorientierter Gemeindebegriff: Gemeinde als Projekt

Dass der „ontologische“ Gemeindebegriff eine Beweglichkeit nur innerhalb fester Grenzen zulässt, ist offensichtlich. letztlich bleibt die Gemeinde eben nur begrenzt flexibel. Wesentlich offener ist der handlungsorientierte Gemeindebegriff. Es wäre zu einfach ihn einfach als Gegenbegriff zum „Ontologischen“ zu lesen, quasi ex negativo. Es soll aber Schwarz-Weiß-Malerei vermieden werden, zumal es sicherlich mehr Gemeindebegriffe gibt, als diese beiden von mir im Blick auf das Thema vorgestellte.

Der Handlungsbegriff ist nicht mit wurzellosem Pragmatismus zu verwechseln. Handlungen rekurren auf ein Selbstverständnis. Deshalb bildet die Ekklesiologie ein wichtiges Fundament praktischer Ausrichtung. Daran hängt der Handlungssinn, ohne den alles in Beliebigkeit versinkt. Mit nichts anderem wollte das Zweite Vatikanum, das sich als Pastorkonzil verstand, beginnen, als mit einem Nachdenken der Kirche über sich. Es ging nicht darum die ekklesiale Ontologie des Vatikanums von 1870 zu einem Kirchenbegriff zu erweitern, der die ortskirchlichen Realitäten ernst nahm, sondern darum, eine Handhabe zu bekommen für das Verhalten der Kirche in einem umfassenden Sinn, und zwar nach innen wie nach außen.

Bekanntlich war es Kardinal Suenens von Mecheln- Brüssel, der dem Konzil zu seinen beiden Lungenflügeln „ad intra“ und „ad extra“ verhalf, was sich in den beiden Kirchenkonstitutionen „Lumen Gentium“ und „Gaudium et spes“ niederschlug.

Der Handlungsbegriff setzt einen Orientierungsrahmen voraus. Das Handlungsziel ist mehr als die einzelnen operationalen Schritte, auf unser Bild bezogen, mehr als eine spezielle Technik, den See zu überqueren und alle Handlungsabläufe auf dieses Ziel hin abzustellen. Der Handlungsbegriff ist dann offen, wenn der Orientierungsrahmen sich als Handlungssinn versteht und nicht als Festlegungen, die den Handlungsverlauf wie auf Schienen führen

wollen. Schienen gibt es auf dem Wasser nicht. Es gibt Strömungen und Winde, mit - und manchmal auch gegen die - Kurs zu halten ist. Kurs meint aber hier der Handlungssinn.

Diesen Handlungssinn aber gibt es im Blick auf die Kirche. Jesus selbst hat ihn genannt und letztlich steht das Ablegen von dem einen Ufer, um mit den anderen Booten hinüberzufahren, in genau diesem Handlungssinn: das Reich Gottes. Das Konzil spricht von Jesus Christus als dem Ursakrament, dem letztlich auch die Kirche ihre Sakramentalität verdankt. Jesus Christus aber ist das Person gewordene Reich Gottes, wie die Kirchenväter betonen. Das Reich Gottes aber ist ein *Handlungsbegriff*. Alle Bilder Jesu vom Reich Gottes sind alles andere als Standbilder: Es ist vom Wachsen die Rede, vom durchsäuern, vom Suchen und Finden. Es ist von der Arbeit im Weinberg die Rede. Das Reich Gottes ist nach Paulus „Gerechtigkeit und Frieden und Freude im Heiligen Geist.“ (Röm 14,17). „Im Heiligen Geist“ aber heißt, dass es dynamische Wirklichkeiten sind, nicht nur Zustände, sondern Erfahrungen und diese stellen sich nicht einfach als Zustände ein, sondern Erfahrungen *macht* man. Das Reich Gottes ist also ein Geschehen, auch ein Geschehen-lassen, nämlich das Handeln Gottes an uns durch Jesus Christus. Es kann von Aktionismus also nicht die Rede sein.

Dadurch ist der handlungsorientierte Gemeindebegriff ein offener. Dem weiten Horizont des Reiches Gottes ordnet sich das Handeln unter. Durch dieses eindeutige Ziel, durch den Handlungssinn, geht es nicht mehr um eine hierarchische Wichtigkeit der Funktionäre, sondern eine Dringlichkeit im Blick auf das, was wirklich wichtig ist. Die Definitionsmacht, was wichtig ist, liegt aber nicht bei den Zuständigen, sondern sie liegt im Gesamtsinn der Gemeinde. Dieser ist kein Selbstzweck. Wer kommt und mitmacht, der steht in diesem übergreifenden, von Christus offengehaltenen Handlungshorizont. Wer kommt, ist willkommen. Mit allen, die kommen wächst die Erfahrung vom Reich Gottes. Aus solchen Erfahrungen schöpfte auch Jesus für seine Bilder vom Reich Gottes. Seine Protagonisten kommen aus allen Schichten und aus den verschiedensten Lebenssituationen.

Im Blick auf den Besitzstand, wie er sich manchmal im Sakramentenverständnis aufscheint, könnte es dann auch eine notwendige Öffnung auf einen weiten Begriff von Sakramentalität geben. Dort, wo wir das Handeln Gottes spüren, wo wir von Christus berührt sind, dort ist das Geheimnis Gottes Wirklichkeit.

Dies klingt noch etwas unkonkret. Diese Chance eines Gemeindebegriffs, der das Miteinander und nicht das Nebeneinander fördert, soll nicht durch Verbleiben im Allgemeinen verspielt werden. Das skizzierte soll Fleisch bekommen. Dies gelingt durch eine Besinnung auf den

Begriff der Kultur. Es geht nicht um einen weiteren, neuen Begriff, sondern um die Verankerung des theologischen Gemeindebegriffs in der gelebten Wirklichkeit.

III Gemeinkultur: offen für die Lebensbedingungen.

Ich möchte mit einem Satz Paul VI. beginnen. Er steht in seiner ersten Enzyklika „*Ecclesiam suam*“, einer Meditation über das Wesentliche der Kirche aus dem Jahr 1964, also mitten zur Konzilszeit. Dort schreibt er: „Wir sind nicht die Kultur, wohl aber ihre Förderer“(98).

Die Kirche ist nicht auf eine spezifische Kultur festgelegt, die Liturgiekonstitution drückt dies so aus „Die Kirche hatte keinen Kunststil als ihren eigenen, sondern ließ je nach Charakter und Lebensbedingungen der Völker und den Erfordernissen verschiedener Riten, die Weisen einer jeden Zeit zu“ (SC 123). Was im Konzilsdokument im Blick auf die Gegenwart und auf die Zukunftsfähigkeit der Kirche formuliert wurde, - man hatte ja das *Aggiornamento* im Blick - das ist heute eine Realität im Miteinander.

In den Leitlinien für die Seelsorge an Katholiken anderer Muttersprache unter dem Titel „Eine Kirche in vielen Sprachen und Völkern“ (Bonn 2003) wird dauerhaft mit dem Ende der monokulturellen Lage der Ortskirchen gerechnet: „Dies heißt, dass die inzwischen eingetretene multikulturelle Gesellschaftssituation zu einer ‚pastoralen Strukturkonstante‘ [...] erhoben werden sollte.“ (S.27) Und ganz im Geist des Konzils formuliert das Dokument: „Die Migrantenseelsorge, wie die Seelsorge überhaupt, ist stets den Lebensumständen und dem kulturellen Wandel der Menschen anzupassen.“ (S.26).

Kultur ist ebenfalls etwas offenes, kein Besitzstand als ewiger Schmuck und Zierde, Kultur ist ein Handlungsbegriff. Der Kulturgeschichtler Peter Burke definiert Kultur als „ein System kollektiver Bedeutungsgehalte und der damit verbundenen Verhaltensformen und werte, und der symbolischen Formen (Inszenierung und Artefakte), in denen diese sich ausdrücken und verkörpern.“¹

Konkret heißt das für unser Thema, dass Sprache, als primärer kultureller Identitätsfaktor, mehr ist als Wörter. Für die Gemeinden heißt dies zwar auch, offen zu sein für mehrere „Verkehrssprachen“ mit allen praktischen Grenzen, aber das bleibt nicht bei Wörtern stehen. Das ganze Ausdrucksgeschehen ist betroffen. So wie die Milieustudien aufmerksam machen auf Ausdrucksformen sozialer Lagen und Lebensorientierungen, so wird eine migrationssensible Gemeinde wachsam sein für religiöse Ausdrucksformen. Gerade ein

¹ Zit. Nach Kaspar von Greyerz, Religion und Kultur. Europa 1500-1800, Göttingen 2000, 22.

weiter Begriff von Sakramentalität ist für jenen Geheimnis-Sinn offen, der bei vielen Migrantinnen und Migranten aus dem Süden das nüchterne rituelle Understatement unserer eher säkularisierten Breitengrade übersteigt. Kultur als Handlungsbegriff mahnt uns auch Sprache im Sinne von *Sprachhandlungen* zu verstehen.

Religion ist bei uns im Gefolge der Säkularisierung oft auf dem privaten Bereich beschränkt – oder auf den gesellschaftlich legitimierten Bereich der Religionsausübung. Religiöse Beheimatung bedeutet für viele Migranten mehr als das, was wir auf unserer Agenda unterbringen. Das Religiöse bestimmt für sie auch die Alltagswirklichkeit.

Zur Ausdrucksform gehört ganz eng der Zeitbegriff. Nebeneinander und Miteinander betreffen nicht nur das Räumliche, oft trennen auch die unterschiedlichen Zeitvorstellungen. Dies meint mehr als das das süffisant-verständnisvolle Lächeln und Achselzucken über Pünktlichkeitsvorstellungen von Bewohnern der südlichen Hemisphäre. Zeitformen können sich wie in einem Vokabular unterscheiden: meditative Zeit, ekstatische Zeit. Während wir die liturgische Zeit wie aus unserem Alltag herauschneiden, liegt für Migranten beides eher nah beieinander, oft ungetrennt.

Sprache als Ausdrucksgeschehen lässt sich nicht wie eine Fremdsprache lernen. So wie es keine abstrakte Einheitssprache gibt, - das Projekt des Esperantos ist gescheitert - so sollten alle Sprachen in unserer Gemeindewirklichkeit beheimatet sein. Wer definiert, was als Fremdsprache zu gelten habe? Ist Fremdsprache automatisch die Minderheitensprache? Nach den Ausführungen zum gemeinsamen Handlungssinn sollte alles als Ausdruck des einen lebendigen Wortes verstanden werden, als die eine Sprache, die im Reich Gottes gesprochen und verstanden wird.

Der Kulturphilosoph Charles Taylor beklagt in seiner großen Studie „Ein säkulares Zeitalter“² den Verlust der Vielfalt des religiösen Ausdrucks. Er sieht darin eine große Disziplinierungsgeschichte, die den Westen um die Vielschichtigkeit der religiösen Wirklichkeit gebracht hat. Mit dem Geheimnisverlust der Religion erst kam deren Bedeutungsverlust. Geheimnis im christlichen Sinn ist aber keine verschlossene Realität. Das Geheimnis Gottes drückt sich aus in der Vielfalt der Offenbarung (Hebr. 1,1). Auch hier wird von einem pluriformen Geschehen ausgegangen. Statt auf Disziplinierung zu setzen, auf eine Einsilbigkeit die dem konfessionellen Wiedererkennungswert nach der

² Taylor, Charles, Ein säkulares Zeitalter, Frankfurt a.M. 2009.

Reformation geschuldet war, plädiert Taylor für die Vielfalt. Um ein unvermitteltes Nebeneinander zu vermeiden, heißt das Handlungsprinzip hier Dialog.

Als letzten Konkretisierungsversuch möchte ich mit den vier Dialogschritten schließen, wie sie übrigens auch im Dokument des Päpstlichen Rates für den Interreligiösen Dialog stehen. Es geht um vier wichtige Dimensionen, die nicht als strenge Reihenfolge aufgefasst werden sollen. Ich möchte sie im Blick auf die Migrationswirklichkeit und im Sinne des Miteinanders statt Nebeneinanders ausdeuten.

IV Dialogfähigkeit: Miteinander staunen können

Auch der Dialog ist nicht als etwas Technisches auszufassen. Er beginnt beim Staunen über Gott. Paul VI., der in seiner Antrittsenzyklika einen ganzen Abschnitt dem Dialog widmet und diesen damit auch dem Konzil als Leitprinzip aufgegeben hat, verweist auf den transzendenten Ursprung des Dialogs und darauf, dass die Heilsgeschichte einen langen und vielschichtigen Dialog erzählt, der *von Gott* ausgeht (vgl. *Ecclesiam Suam* 70).

Er schreibt darüber hinaus über die Vielfalt des Dialogs, der zum Heile führt: „Er folgt den Bedürfnissen der Erfahrung, wählt die geeigneten Mittel, bindet sich nicht an nichtssagende Apriorismen, legt sich nicht auf Starre ausdrücke fest, wenn diese die Kraft verloren haben sollten, Menschen etwas zu sagen und sie zu bewegen“ (85). Daher handelt es sich um einen:

1. Dialog des Lebens.

Hier geht es um das aufrichtige Teilen der Lebenswirklichkeit, um mehr also um einen Stand beim Pfarrfest. Wie oft hört man im Zusammenhang der Ökumene: Erst als wir die mehr voneinander erfahren haben und voreinander offengelegt haben, was uns bewegt, wie wir den Glauben leben, da hat sich das Miteinander entfalten können. Warum sollte es bei der Migrationswirklichkeit anders liegen. Warum lassen wir uns nicht gegenseitig an unsrem Alltag teilhaben und kommen nur dann zusammen, wenn wir unsere Häuser verlassen, um uns an für Gottesdienst und Gemeinde ausgewiesenen Orten zu treffen? Warum prägt die Spontaneität des Lebens nicht auch unser Miteinander? Erzählen wir einander von dem, was uns bewegt!

2. Dialog des Handelns

Zwar haben wir das ganze Gemeindeverständnis unter den Handlungsbegriff gestellt, aber als Dialog meint dieser die Verbundenheit im Handlungssinn des Reiches Gottes. Es geht um die

Verwirklichung von Gerechtigkeit, Friede und Freude. Die Befreiungswirklichkeit, die in Jesus Christus bei allen Menschen ankommen will, sie bildet das gemeinsame Projekt aller Christen.

Im gegenseitigen Dialog sein, das heißt aber auch sich geschwisterlich die Augen zu öffnen für Strukturen der Unfreiheit, in die man konkret vor Ort selbst verstrickt ist- als Person und als Gemeinde.

3. Dialog des theologischen Austauschs

Die eine katholische Kirche hat eine Vielfalt theologischer Sprachen. Vom Gottesbild, über Fragen in Bezug auf die Hierarchie der Wahrheiten, es gibt unterschiedliche Betonungen der charismatischen Wirklichkeit von Kirche, da stoßen auch verschiedene Kirchenbilder aufeinander. Die westliche Theologie hält sich oft für intellektuell überlegen, anderen kommt sie trocken und verkopft vor.

Das Lehramt wird in seinen Aussagen unterschiedlich gedeutet. Das Gespräch über Gott aber sollte zu einem vielfältigen Zeugnis von Gott werden, wenn wir der grundlegenden Bedeutungen dessen treu bleiben, was Gottesrede, was *theologein* meint. Aber auch hier darf es Dialekte, Hochsprache, Poesie und Diskurssprache im Sinne des neuzeitlichen Wissenschaftsbegriffs geben.

4. Dialog der religiösen Erfahrung.

Schließlich geht es um die religiöse Erfahrung. Was Karl Rahner im Sinne einer Mystagogie fordert, das ist für viele Migrantinnen und Migranten selbstverständlich. Der rituelle Reichtum und die Ausdrucksformen, aus denen sich neue Erfahrungen entfalten können, sollten nicht einsilbig verteilt sein. Alle sollten außer sich geraten vor Staunen.

Das alte Kirchenschiff, das es diesen Dialog noch erlebt – ich wünsche es uns allen. Die Boote stehen für diesen Dialog. Von einem Ufer zum anderen. Der Dialog in unseren Gemeinden steht letztlich im Zeichen der Nähe. Die alten und die neuen Passagiere stehen nicht in unterschiedlichen Distanzverhältnissen. Von allen gilt: sie sind „mit ihm“. Und alle haben denselben Horizont: dass alle Insassen der Boote das Ufer betreten können und dass in ihnen allen das Reich Gottes an Land gewinnt.